

Das Licht im Hafen

Autor(en): **Geest, K. de / Angst, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 22

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Licht im Hafen.

Von R. de Geest. Aus dem Holländischen von A. Angst.

In früheren Zeiten lag an einer gewissen Stelle des Norman (Queensland) eine Sandbank. Für die bei Tag einlaufenden Schiffe hatte das weiter nichts zu sagen, die nahmen eben ihren Kurs auf den nordwestlichsten Punkt der Insel. Mit Geschicklichkeit und Routine ließ sich das bei Tag gut machen, anders verhielt es sich bei Nacht. Für die nachts einlaufenden Schiffe ließ man, sofern man sie wenigstens sicher erwartete, am nordwestlichsten Punkt als Warnungssignal große Feuer brennen. Oft aber kamen Schiffe ganz unerwartet, für die dann aber keine Feuer brannten. Wenn sie bei Sturm das Unglück hatten, auf die berühmte Sandbank aufzufahren, zerschellten sie unbarmherzig, und von der Mannschaft kam keiner zurück, um zu berichten, wie sich alles zugetragen.

Es war zu dieser Zeit, daß Tamme Tjoel längs den Inseln herumstrich und auf Raub ausging. Kein Mensch wußte, wohin er eigentlich gehörte, und keiner wußte etwas Gutes über ihn zu sagen. Sicher war nur eines: er raubte, wo es immer zu rauben gab, und ein Menschenleben galt ihm so wenig wie ein roter Heller. Kamen einmal Schiffe bei einer der Inseln in Not, so war niemand so rasch zur Stelle wie Tamme Tjoel, er immer als erster. Einige sagten, er wisse zum voraus, wann und wo ein Schiff stranden würde. — Auf einem dänischen Schiffe sah er einmal die ganze Besatzung vor seinen Augen ertrinken. Er fuhr mit seinem Boot hart an das Schiff heran, ohne auch nur eine Hand zur Rettung zu bieten. Die Männer auf Deck lagen auf den Knien, streckten die Arme nach ihm aus und flehten, er möge doch ihren Frauen und Kindern Hilfe bringen. Der Jammer übertönte selbst das Brausen des entfesselten Sturmes und das Rasen des wilden Meeres. Doch Tamme Tjoel kannte kein Erbarmen — er dachte einzig daran, wie viele Schätze ihm wohl zufielen. Das Schiff barst, die Besatzung ging unter, und Tamme, der gegen jeden Orkan gefeit schien, fischte, was er nur fischen konnte.

„So einen sollte man aufknüpfen!“ sagten sie alle, aber niemand wagte es, ihn nur zu berühren. So ging es weiter bis an den Tag, da der schwerbeladene „Hamburger“ strandete. Das Wetter war zu Beginn seiner Fahrt nicht sehr schlecht, aber gegen Nacht erhob sich ein wüthender Sturm. Im Dunkel glaubten die Leute an

Bord hie und da ein kleines Schiff neben dem ihren auftauchen zu sehen. Sie winkten, schrien, brüllten — keine Antwort. Sie steckten Rotfeuer an, vergeblich. Es blieb nichts anderes übrig, als von den Inseln weg zwischen den Sandbänken hindurch in die brandende See zu stechen.

Der „Hamburger“ arbeitete schwer. Die Wogen hoben und senkten das Schiff. Der Mast brach, das Wasser drang durch das Leck. Die aufgeregte Besatzung fiel mit Schmähworten über den Schiffer her, der den richtigen Moment zur Rettung versäumt hätte. Alles, was auf Deck lose war, wurde weggespült, was fest, kurz und klein geschlagen. Die Leute hielten aus, solange wie möglich, endlich aber wurde die Anstrengung zu groß, die Kräfte erlahmten, und einer um den andern wurde von den brausenden Wogen hinweggespült.

Allein in seinem Boote wartete Tamme Tjoel auf das Kommende. Das Geschrei der Schiffbrüchigen war mit dem Heulen des Sturmes bis zu ihm gedrungen. Sein eigenes Boot schlingerte, stampfte und tanzte auf den Wellen. Er trieb ab, dem Brack entgegen; seine vom Meersalz tränenden Augen stierten über die Fläche, seine Gier nach Beute war unbegrenzt. Zwei- bis dreimal kreiste er um die Stelle, wo das Schiff gestrandet, doch sah er nichts und fand nichts. Voll Ingrimm fluchte er: „Da hat der Böse selbst die Hand im Spiel!“ —

Alles, was vom „Hamburger“ übrig blieb, schien restlos in den Grund versunken. Tamme jedoch gab es nicht auf, immer wieder zog es ihn an die Unglücksstätte. Inzwischen hatte sich der Sturm gelegt. Ein paar kleinere Schiffe wurden sichtbar, die ohne Zweifel dem „Hamburger“ zu Hilfe eilen wollten. Zu spät! Sie fuhren über die graue See zurück und ließen Tamme Tjoel allein. Da sein eigenes Boot leck geworden, schlug auch er den Heimweg ein. Fern von den Dörfern, an den Sandbänken vorbei, erreichte er glücklich den Strand, wo er sich sofort ans Ausbessern des Schiffes machte.

Als am späten Abend die Arbeit beendet war, stach er wieder in See. Die Aussicht auf Beute schien diesmal noch geringer. Die See lag ruhig, an ein Stranden von Schiffen war kaum zu denken. Doch zog es ihn immer wieder mächtig zum versunkenen „Hamburger“ hin. Da — täuschten ihn die Sinne? — was sah er im Mondenschein



Fischer in der Bucht von Ischia.

auf sich zuschwimmen? Er griff zum Hacken und — O Wunder! — zog ein Käbchen ins Boot. Angstlich und zitternd hatte sich das Tierchen an ein Stück Holz geklammert —, das erste lebende Wesen, das Tamme Tjoel auf seinen Raubzügen auffischte war — eine — Kaze!

Die Augen des Tieres glühten im Dunkel. In einer plötzlichen Anwandlung wollte Tamme Tjoel seinen Fund wieder ins Wasser zurückwerfen. Als ob sie seine Absicht ahnte, kroch Mieke weiter zurück und begann gegen ihn zu fauchen. „Was macht mir denn das?“ dachte Tamm, „ob ein Tier oder ein Mensch feindlich gegen mich gesinnt ist?“ — Auf einmal aber wurde er weich. Etwas in seinem Innern löste sich, und längst vergessene Jugenderinnerungen kehrten zurück. Seine Mutter hatte doch auch immer eine Kaze zuhause, die sie aufs treueste besorgte. Er freilich quälte als Bub das Tierchen öfters, so daß es sich gebärdete wie jenes im Boot und sich vor seinen Anfällen versteckte. Das alles kam ihm jetzt in den Sinn, und er fragte sich, was wohl

nach Mutters Tode aus der graugestreiften Kaze geworden sei? —

„Mieke! Mieke!“ lockte er.

Er bemerkte gar nicht, daß er mit seinem Boot von der Stelle des untergegangenen „Hamburgers“ wegfuhr und den Kurs auf den Norman zuhielt.

„Mieke, liebe Mieke!“ —

Das Tierchen, das sich im sichern Versteck wohl fühlte, ließ sich durch so einen, wie er war, nicht weglocken. Mit grünfunkelnden Augen blickte es ihn an.

Tamme Tjoel hatte in einer Kiste noch ein Stückchen Brot liegen. Das holte er nun hervor und hielt es der Kaze entgegen. „Mieke! Mieke!“

Trotz seiner verführerischen Lockungen rührte sich das Tierchen nicht. War es nicht gleich gestreift wie Mutters Kaze? Der Umgebung nach zu urteilen, mußte er nicht weit vom Norman und den Sandbänken entfernt sein. „Jetzt heißt's aufpassen, daß ich nicht auffahre!“ dachte er.

Wieder beugte er sich zur Kaze nieder. „Mieze, komm doch näher.“ Langsam kam sie ihm entgegen und roch am Brot.

„Ich tu' dir nichts zuleide, dummes Tier, friß doch!“

„Tamme, quäl' es nicht!“ Er glaubte Mutters Stimme zu hören, wie sie so oft in der Kindheit zu ihm gesprochen.

„Ich tu' ihm doch nichts!“ begütigte er.

Das milde Licht des Mondes fiel auf die stillgewordene See.

Wieder vernahm er Mutters eindringliche Bitte. Sie wußte ja ganz genau, was ihr Bub für Regungen hatte. „Hör' Tamme, tu's nicht!“ — „Nie wieder, Mutter!“ gelobte er. Die Kaze kam näher und nahm das entgegengestreckte Brot. Dann fing sie an zu schnurren, als Tamme ihren nassen Pelz streichelte.

„Mieze, Mieze hör' zu: Ich will fortan Tieren und Menschen kein Leid mehr zufügen!“ —

Es schien dem Einsamen, als ob Mutter bei

ihm stünde. Ihr schönes, blondes Haar glänzte im sanften Licht des Mondes. Sie lachte — Tamme würde nie mehr Menschen und Tiere plagen — „das ist gut!“ sagte sie zufrieden.

Da — ein Krach! — Das Boot erlitt einen Stoß, schwankte und kippte um . . .

„Aufgefahren — es geht zu Ende!“ fuhr es Tamme durch den Kopf. Aber es quälte ihn nichts mehr. Mutter sagte ja, sie sei zufrieden! — Seine Hand fuhr lieblosend über Miezies Fell . . .

Nach dieser Nacht sah niemand mehr auf der Insel Tamme Tjoel. Die Bretter seines Bootes, ein zerbrochener Mast, zerrissene Segelstübe, ein halbes Ruder wurden angeschwemmt, ihn selbst fand niemand.

Und nach dieser Nacht liefen Schiffe den Norman an, ohne daß auf dem nordwestlichen Punkt der Insel Feuer angezündet worden wären. Doch hieß es, alle Schiffe seien heil und unversehrt hereingekommen, weil ihnen ein helles Licht auf den Sandbänken beim Norman den sichern Weg gezeigt hätte.

Auf der Hallig.

Ein Grasfeld, fußhoch ob der Flut erhaben,
Zehn dürftige Hütten, strohbedeckt und grau,
Geschart um eines Kirchleins morschen Bau;
Hier, dort ein Siel, vom Meere selbst gegraben.

Ein Mövenschwarm, ein gierig Paar von Raben,
Den Strand umflatternd, auf der Beuteschau,
Des Seewinds rastlos Pfeifen, schrill und rauh;
Kein Baum, kein Busch, mit Schatten dich zu laben!

Das ist die Hallig. — Nüchtern, öd und häßlich
Scheint sie des Weltkinds wechselndem Verlangen,
Doch ernsten Seelen bleibt sie unvergeßlich.

Hier fühlt das Herz, verlernend Lust und Bangen,
Sich weiten, gleich der Meerflut unermesslich,
Vom Ewig-Einen traumhaft still umfangen.

Reinhold Fuchs.

Chinas „guter“ und „böser“ Fluß.

Hoang-ho und Yangtse, die beiden Schicksalsströme Chinas.

Wie die letzten Meldungen aus China besagen, ist nunmehr nach dem „Gelben Fluß“ auch der Yangtse über die Ufer getreten. Damit ist auch der zweite Schicksalsstrom Chinas an der Überschwemmungskatastrophe beteiligt. Im Gegensatz zum Hoang-ho, dem „bösen“ Fluß, ist aber der Yangtse der „gute“ Fluß: Er ist der wichtigste Verkehrsweg Chinas. Der nachstehende Artikel unserer Mitarbeiterin, die sich längere Zeit in China aufgehalten hat, gibt einen kurzen Bericht über diese beiden Ströme, die augenblicklich das Interesse der ganzen Welt auf sich gezogen haben.

Der gefährlichste Strom der Erde.

Der Hoang-ho, Chinas gelber Fluß (Hoang heißt gelb, Ho ist am besten mit Strom zu über-

setzen), ist die furchtbarste Geißel dieses Landes, und überhaupt wohl der gefährlichste Strom der Erde. Sein 5000 Kilometer langer Lauf ist wegen des starken Gefälles und zahlloser Sandbänke größtenteils nicht schiffbar, im Gegensatz zum Yangtse, der vom Hochland bis zum Meer mit Dampfern, Segelschiffen und Booten befahren wird. Die Ursache der besonderen Gefahren, die der Hoang-ho in sich schließt, ist nicht etwa seine Wassermenge, sondern der gelbe Lößsand, den der Fluß aus seinem Quellengebiet — dem nordöstlichen baumlosen Hochland von Tibet — mit sich führt. Die Ablagerung dieser Lößmassen bildet nämlich nicht nur stets wechselnde Sandbänke, sondern erhöht den Flußboden über-